

deities. In the case of the Rus', as well as in that of the Khorvat, the protecting deity must have been the Sun-god (Dažbog in the Slovo). It seems likely that in the mentality of the Russian princes of the Kievan period there still existed survivals of the old religious beliefs concerning the mythical origin of their clan. In fact, each Russian clan, or group of families, of this period held similar notions. Many Russians in this period still secretly worshipped Rod (Genius of Procreation)⁴²). Even if the Rod cult was not practiced at the princely courts, the young princes and princesses must have obtained some information about it through their nurses and servants. An indication of the princes' respect to the old clanish traditions is their use of the old Slavic personal names. Each Russian prince of the pre-Mongol period had two personal names: the „princely name“ (this was in most cases Slavic, but occasionally Norse) and the Christian name. With a few exceptions, it was under his Slavic (or Norse) name that the prince was generally known and so referred to in the Chronicles. The situation changed in the Mongol period. At that time each Russian prince continued to have two personal names but they were both now Christian saint names.

While the author of the Slovo as a poet felt free to invoke the name of Dažbog and, by implication, that of Rus, the princes, in view of their official position in a Christian state, might have hesitated to do so. Moreover, even if some prince might have invoked one of these names, the chronicler would be reluctant to record it in his annals for fear that by doing so he would shock his brethren and superiors and perplex his lay readers.

Zur Frage der Kulturorientierung der Serben im Mittelalter

Von ALOIS SCHMAUS (München)

Es geht hier nicht darum, für die Zugehörigkeit des mittelalterlichen Serbien zum Abendland eine Lanze zu brechen. Sollten die nachstehenden Einzelheiten den Eindruck verstärken, daß dieses Serbien und der Südosten überhaupt vor dem Türkeneinbruch der

⁴²) In Old Russian the word „rod“ denoted both the genius of generation and the clan itself. On the cult of Rod see G. Vernadsky, *Kievan Russia*, pp. 48—49; R. Jakobson, *Slavic Mythology*, p. 1027.

europäischen Kulturwelt näher standen als zu Ende der Türkenherrschaft, im Augenblick der Wiederentdeckung der angeblich durch Jahrhunderte geschichtslosen Völker, so wäre damit schon einem weitverbreiteten Vorurteil entgegengearbeitet. Aber auch dies ist nicht der eigentliche und unmittelbare Zweck der folgenden Zeilen.

Die Kultur eines Volkes oder eines Kulturkreises ist ein viel zu komplexes Gebilde, als daß sie sich unter einem Aspekt oder durch eine einzelne Fachwissenschaft in ihrem Wesen und ihrer Einheit erfassen ließe. Zusammenarbeit tut auch hier not, und es lohnt sich, von Zeit zu Zeit bei den Nachbardisziplinen Umschau zu halten, um die Orientierung des eigenen Fachs zu berichtigen oder die Arbeitsweise durch neue Anregungen zu befruchten. Ob der Blick mehr auf das Typologische der objektiven Gebilde oder die Träger der historischen Ausprägungen und deren soziale Funktion gerichtet ist, stets wäre eine Vereinseitigung von Übel. Gerade im kulturellen Bereich halten starre Grenzlinien zwischen Volk und Volk einer strengen Überprüfung meist nicht stand, wenn sie auch immer wieder zur Bildung politischer Schlagworte mißbraucht werden. Mit Recht weist daher J. M a t l in seinen Arbeiten über die deutschen bzw. westeuropäischen Kultureinflüsse bei den Slawen auf das durch die Geschichte zu verfolgende Fluktuieren hin: statt einer starren Grenze und einer einseitigen Bewegungsrichtung ein wechselndes Herüber und Hinüber, ein Geben und Nehmen. In einer solchen Sicht verliert die Erforschung von Kultureinflüssen und -entlehnungen schon viel von ihrem nationalistischen Beigeschmack des gegenseitigen Aufrechnens, des Verhältnisses von Kreditoren und Debitoren, wobei in Reaktion auf die Überheblichkeit des Gebenden der Nehmende und „Schuldner“ in der Regel mit verständlicher Eifersucht und romantischer Selbstliebe das eigene alte Erbe zu verklären pflegte. So wenig solche Verhaltensweisen aus der Vergangenheit wegzudenken sind, sollten sie nicht länger den wissenschaftlichen Blick trüben, sondern als das genommen werden, was sie im Zeitalter des Nationalismus wirklich waren.

Nicht nur in der Literaturgeschichte, in der die Einflußforschung jahrzehntelang einen der vordersten Plätze beanspruchte, sondern in der gesamten Kulturforschung — gerade auch wenn es sich um das Weiterreichen der Kulturgüter von Volk zu Volk handelt — hat sich zum Glück seit langem ein Wandel angebahnt. Das Schwergewicht des Interesses liegt nicht mehr auf dem Ausgangs- und End-

punkt der Weitergabe und Übernahme kultureller Güter, sondern auf den konkreten Fragen der Kontaktnahme, der auf beiden Seiten wirksamen Impulse, der Um- und Einbildungsvorgänge, die mit dem Prozeß der Rezeption und „Aneignung“ verbunden sind. Damit erst gewinnen die vorgegebene Eigenkultur des nehmenden Volkes, die Vermittler und Träger der Kultureinflüsse, die Straßen und Zentren, über die sich der Kulturaustausch vollzieht, das Spiel der kulturell differenzierenden Gesellschaftskräfte ihre konkrete Bedeutung. Viele dieser Fragen erhalten in F. Valjavec' „Deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa“¹⁾ — auch wenn sie nicht grundsätzlich diskutiert werden — an den einzelnen Beweisobjekten ihre beispielhafte Beleuchtung.

Naturnotwendig dringt eine solche Sicht mehr von außen an die unter fremder Beeinflussung stehende Kultur heran und verlangt daher zur Ergänzung des Gesamtbildes eine Sicht von innen, d. h. aus dem Gesamtzusammenhang der betreffenden Kultur heraus. Beide Sichtweisen können und müssen sich aufs glücklichste ergänzen. Ohne die zweite Blickrichtung ist etwa das Gewicht der kulturellen Entlehnung, ihre Funktion, ihre Prägekraft und Strahlungsweite im Hinblick auf verwandte Kulturbereiche usw. nicht abzuschätzen, wie umgekehrt erst der Nachweis und das Schicksal des fremden Kulturanteils die Entwicklungstendenzen und die lebendigen Formkräfte der eigenen Kultur verdeutlichen hilft. Als Beweis mögen — im Zusammenhang mit unserem Thema — die Arbeiten des verdienten serbischen Historikers Nikola Radojčić über das Gesetzbuch des Zaren Dušan dienen. Während sich die nationalromantische Forschungsrichtung früherer Zeiten viel darauf zugute tat, möglichst viel eigenes oder slawisches Erbe darin zu entdecken und den byzantinischen Anteil zu leugnen oder zu verkleinern, enthüllt der genannte Gelehrte darin zahlreiche byzantinische Rechtselemente, aber erst auf diese Weise tritt die Eigenart des mittelalterlichen serbischen Rechtswesens deutlich ins Licht. Darüber hinaus — und darin sehen wir einen neuen Geist walten — läßt sich erst jetzt ermessen, welch gewaltige Kulturleistung allein die Rezeption, die Auswahl und Anpassung einer so hochentwickelten und ehrwürdigen Kulturinstitution, wie sie das byzantinische Recht darstellt, unter teilweise andersartigen Voraussetzungen bedeutet. So

¹⁾ Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa. I. Mittelalter. München 1953.

wird gerade der „Entlehnungsprozeß“ zu einem Maßstab der eigenen kulturschaffenden Kräfte.

Seit jeher ist man gewohnt, das mittelalterliche Serbien zum byzantinisch-slawischen Kulturkreis zu rechnen. Durch das ganze Mittelalter bleibt diese „Kulturorientierung“ ausschlaggebend und hat über staatliche Tradition, kirchliche Organisation, Schrifttum und Kunst das Bild des serbischen Volkstums prägen helfen. Aber innerhalb jenes großen Kulturkreises, zu dem von den Slawen die Bulgaren, Russen und Ukrainer gehören, zeigt das mittelalterliche Serbien immer wieder und auf den verschiedensten Gebieten Besonderheiten der Entwicklung, die wohl weniger durch einen von Anfang angelegten „Volkscharakter“ als vielmehr durch geographische und historische Voraussetzungen bedingt waren. Die Zwischenlage „zwischen Ost und West“, die ständige Berührung mit adriatischen Küstenstrichen bzw. deren Einbeziehung ins Nemanjidenreich wirkten sich durch die ganze mittelalterliche Geschichte aus. Der Kampf um die Vormacht zwischen Zeta und Raszien wurde für Raszien und damit für die Ostorientierung entschieden. Aber das Schwanken und die Doppelgesichtigkeit der Orientierung sind sozusagen durch die Doppeltaufe Nemanjas symbolisiert. Mit der Südostwendung von Nemanjas Politik wird der Weg der intensiveren „Byzantinisierung“ beschritten. Damit wird nicht nur die Expansionsrichtung bestimmt, sondern erhält auch die Staats- und Gesellschaftsgestaltung ihre entscheidenden Impulse. Die endgültige Hinwendung zur Ostkirche und die Organisation der autokephalen Kirche durch Nemanjas Sohn, den hl. Sava, werden entscheidend für die gesamte weitere Entwicklung der geistigen Kultur. Aber es ist das Eigenartige, daß in diesem, wie es scheint, kontinuierlichen und unaufhaltsamen Prozeß der Byzantinisierung immer wieder Sonder- und Mischformen entgetreten und daß gerade die Höchstleistungen häufig Merkmale der Verschmelzung des eigenen mit byzantinischem Erbe oder byzantinischer mit westlichen Einflüssen aufweisen.

In dieser Hinsicht haben die Forschungen der letzten Jahrzehnte und besonders der Nachkriegszeit manche neuen Erkenntnisse gebracht. Es geht dabei nicht um einzelne Kulturelemente, wie den viel berufenen „špilman“, die deutsche Leibgarde Dušans oder dessen Reiterspiele u. ä., sondern um tiefer greifende Prozesse, die in starkem Maße das Gesamtbild der mittelalterlichen serbischen Kultur mitbestimmen.

Der mächtige Kultureinfluß von Byzanz ist nicht zu leugnen, und es genügt schon, sich den sprachlichen Niederschlag (etwa an Hand von M. V a s m e r s Arbeit²⁾) vor Augen zu führen. Jedoch hat bereits C. J i r e č e k auf das Doppelgesichtige des mittelalterlichen Serbien aufmerksam gemacht: „Der serbische Staat dieser Zeit (der Nemanjiden) war den mittelalterlichen Reichen von Westeuropa ganz ähnlich . . . Groß war die Beeinflussung durch den romanischen Westen, doch der Osten war näher und stärker. Das Nationalgefühl der Serben formulierte sich in dieser Zeit klarer und zwar auf Grundlage der Zugehörigkeit zur orientalischen Kirche, im Gegensatz zu der in Ungarn, Kroatien und Dalmatien herrschenden römischen Kirche“³⁾. Zum Vergleich seien die Formulierungen in einer der neuesten deutschen Darstellungen angeführt. F. V a l j a v e c hebt die Ostorientierung mit den Worten hervor: „Ostkirche und byzantinische Kultur waren es, die das geistige Antlitz der Balkanvölker formten und ihren Geltungsbereich dem mittel- und westeuropäischen Kulturraum entgegensetzten. Die Kulturgrenze zwischen West und Ost wurde durch die Ausbreitung des Katholizismus im Südosten bestimmt“⁴⁾. Aber etwas später stellt er vom mittelalterlichen Serbien fest: „Ebenso (wie in Bosnien) lassen sich auch bei den Serben Beziehungen zum Abendland wahrnehmen. Sie reichen teilweise vielleicht bis zur Entstehung serbischer Staaten zurück und sind vielleicht gerade ursprünglich bedeutsamer gewesen als später. Überraschende Ähnlichkeiten im kraftvollen, politisch-kulturell bedeutsamen Gefüge des alten serbischen Mönchswesens mit dem des Westens sind vielleicht mehr als bloßer „Zufall“, ohne daß wir heute schon eine exakte Erklärung für diese seltsame Erscheinung besäßen. Es ist auffällig, daß die westlichen Einflüsse ursprünglich unter den ersten N e m a n j i d e n stärker wirkten als später. Deutlich läßt sich das z. B. auf dem Gebiete der Baukunst beobachten, wo der westliche Einfluß im Laufe der Zeit schwächer wird. Unter den westlichen Einwirkungen standen jedoch die der romanischen Länder an erster Stelle“⁵⁾.

F. D ö l g e r hebt mit Recht hervor, daß der byzantinische Einfluß in den Balkanstaaten seine volle Wirkung „erst nach Entstehen einer starken Zentralgewalt“ entfalten konnte. Nikola R a d o j č i ć

²⁾ M. V a s m e r, Die griechischen Lehnwörter im Serbokroatischen. Berlin 1944.

³⁾ C. J i r e č e k, Geschichte der Serben. 2. Band, 1. Hälfte. Gotha 1918, S. 3-4.

⁴⁾ a. a. O. S. 204.

⁵⁾ a. a. O. S. 232.

spricht von „drei mächtigen Wellen der Byzantinisierung (der Institutionen im aufstrebenden Serbien): unter St. Nemanja, unter König Milutin und unter dem Zaren Dušan⁶⁾. Das byzantinische Vorbild hat z. B. die Macht der einheimischen Reichstage zugunsten der zentralen Herrschergewalt vermindert, aber dennoch haben sie ihren Einfluß nie verloren⁷⁾. D. h. trotz des zunehmenden byzantinischen Einflusses, den sich die Herrscher in diesem Falle zunutze machten, hat sich eine aus alten Wurzeln erwachsene, im Laufe der Zeit umgeformte Institution durch allen Wandel der Jahrhunderte erhalten. Es scheint tatsächlich etwas wie Kulturkonstanten zu geben, wenn sie auch im einzelnen nicht leicht nachzuweisen sind.

Am deutlichsten tritt die *Sonderstellung Serbiens* jedoch bei einem Vergleich der verschiedenen zur Ostkirche gehörigen und im Mittelalter einer intensiven Byzantinisierung ausgesetzten slawischen Räume vor Augen, wie ihn F. Dölger, der berufenste Kenner nicht nur der byzantinischen Kultur, sondern gerade auch ihrer Reichweite und Ausstrahlungskraft auf andere Völker, in gedrängter Form gibt⁸⁾. Eindringlich arbeitet er die „byzantinische Dominante“ dieser mittelalterlichen slawischen Kulturen heraus, durch die sich die osteuropäische Kultur des Mittelalters von dem germanisch-romanischen Kulturkreis abhebt. Aber gerade Dölger weist auf „verschiedenartige Abstufungen in der Nachhaltigkeit des beherrschenden byzantinischen Einflusses“ hin. Mehrmals hebt er eine gewisse Sonderstellung des mittelalterlichen Serbien hervor (längere Bewahrung der Eigentümlichkeiten der ursprünglichen Gesellschaftsordnung, der primitiven politischen Phisionomie, des Rechtsdenkens, eigenartige Siedlungsweise der Klöster⁹⁾). Ein „stufenweises Nachlassen des byzantinischen Einflusses von Ost nach West“ konstatiert er z. B. auch für das Gebiet der Kunst: „Man bemerkt dort (in Serbien) eine Tendenz zu selbständiger Stilentwicklung, welche jedoch infolge des politischen Niederganges nicht mehr zur Entfaltung kommen konnte“¹⁰⁾. Als eine Art Zusammenfassung ließe sich folgende Feststellung Dölgers ansehen:

⁶⁾ N. Radojčić, Srpski državni sabori u srednjem veku. Belgrad 1940, S. 308.

⁷⁾ a. a. O. S. 308.

⁸⁾ F. Dölger, Byzanz und die europäische Staatenwelt. Ettal 1953. Daraus hier öfter zitiert der Aufsatz „Die mittelalterliche Kultur auf dem Balkan als byzantinisches Erbe“ (S. 261—281).

⁹⁾ a. a. O. S. 264, 268, 270, 273.

¹⁰⁾ a. a. O. S. 274.

„Infolge starker Gegenwirkungen vom Westen — Dalmatien mit Dubrovnik (Ragusa) und Bar (Antivari), Anjouherrschaft in Durrës (Durazzo) — und Norden (die Kroaten fallen frühzeitig in das westliche Kultureinflußgebiet) ist hier die Byzantinisierung auch dem Grade nach nie so weit fortgeschritten wie bei den Bulgaren“¹¹⁾.

Zur Bestätigung darf man sich für die Staats- und Gesellschaftsverfassung — außer auf die bereits erwähnte Entwicklung der mittelalterlichen serbischen Reichstage — auf N. Radojčićs Forschungen über das Gesetzgebungswerk des Zaren Dušan berufen. M. Kostrenčić meinte, daß dieses Gesetzbuch „weit davon entfernt sei, den Geist des Byzantinismus zu atmen“, und setzte es als „ideologischen Überbau der Wirklichkeit im damaligen serbischen Staat“ in Parallele zu ähnlichen bedeutenden gesetzgeberischen Akten dreier großer Zeitgenossen Dušans, nämlich Karls IV., Kasimirs III. (von Polen) und Ludwigs I. (von Ungarn)¹²⁾. Radojčić ist vorsichtiger und bezeichnet es als „zweifellose Tatsache, daß unter allen slawischen Rechten des Mittelalters das serbische am längsten und vielseitigsten vom byzantinischen Recht durchdrungen war“¹³⁾. Er hat diese Tatsache inzwischen in einer ganzen Reihe vergleichender rechtsgeschichtlicher Arbeiten erhärtet. Unter den rezipierten Gesetzesartikeln befinden sich auch solche, die man früher mit Vorliebe für eigenständig oder unbyzantinisch hielt. Aber Radojčić betont mit Recht, daß „Dušans Gesetzbuch nicht der einzige mittelalterliche Rechtskodex ist, in dem römische Gesetze mit Bestimmungen des Gewohnheitsrechts abwechseln“¹⁴⁾, sondern daß es im Westen eine ganze Reihe solcher Sammlungen gebe. Es ist bezeichnend für das hohe Maß wissenschaftlicher Unvoreingenommenheit, wenn er die Meinung vertritt, daß das Ansehen des Gesetzbuches durch den Nachweis byzantinischer Entlehnungen nur gesteigert werden könne, und „eine der wirklich anziehendsten wissenschaftlichen Aufgaben“ darin sieht, die Anpassung byzantinischer Gesetze an die serbischen Rechtsauffassungen und Staatsbedürfnisse zu verfolgen. Die nichtbyzantinischen Besonderheiten, etwa das im Gesetzbuch vertretene Gottesurteil,

¹¹⁾ a. a. O. S. 268—269.

¹²⁾ M. Kostrenčić, Dušanov Zakonik kao odraz stvarnosti svoga vremena. In: Zbornik u čast šeste stogodišnjice Zakonika cara Dušana (Belgrad 1951), S. 27—44.

¹³⁾ N. Radojčić, Dušanov Zakonik i vizantisko pravo (in dem Anm. 12 erwähnten Zbornik S. 45—77), S. 51.

¹⁴⁾ a. a. O. S. 66.

gewinnen dann um so größere Bedeutung. Der neueste Beitrag von N. Radojčić zu diesem verwickelten Fragenkomplex befaßt sich mit den „Freiheitsgarantien für Person und Eigentum nach Dušans Gesetzbuch“¹⁵⁾. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, die den Fachgelehrten überlassen seien, möchte ich doch zwei Stellen anführen, da sie für die weiten Horizonte einer Betrachtungsweise charakteristisch sind, die nicht mehr durch nationale Romantik oder Abneigung gegen alles Byzantinische getrübt ist. Nach einem Vergleich der mittelalterlichen Freiheitsauffassungen kommt Radojčić zu dem Schluß: „In dem zwischen Ost und West gelagerten Serbien tragen die Gesellschafts- und die Staatsstruktur Eigenschaften der beiderseitigen Nachbarn, und seine Rechtsinstitutionen haben bisweilen Ähnlichkeit mit dem Osten und bisweilen mit dem Westen, aber zweifelsohne mehr mit dem Osten“¹⁶⁾. Wenn er von dem „Streben nach Gleichheit aller vor dem Gesetz“ spricht, fügt er hinzu: „Dieser Zug der serbischen Gesetzgebung verbindet sie mit dem byzantinischen Recht, während die ungleichen Freiheitsgarantien sie dem Westen annähern“¹⁷⁾.

Hinreichend ist der Einfluß von Byzanz auf die Hofhaltung, Ämter und Titel, das Kanzlei- und Urkundenwesen bekannt. Da St. Stanojevićs Studien zur serbischen Diplomatie weiter zurückliegen und wohlbekannt sind, sei wenigstens auf die einleitende Studie von A. Solovjev und Vl. Mošin in ihrer Ausgabe der griechischen Urkunden der serbischen Herrscher¹⁸⁾ hingewiesen. Eine Umstellung der Regierungsweise „auf römischen Brauch“ tritt für die südöstlichen Provinzen erst nach der Eroberung von Serres (1345) ein, als Dušan seinem Sohn die Gebiete nördlich von Skopje und Vardar zur Verwaltung „nach serbischem Brauch“ überläßt¹⁹⁾. Dieser „Dualismus“ ist der beste Beweis, daß im slawischen Herrschaftsbereich keine völlige Byzantinisierung stattgefunden hatte. Erst nach 1348 verwendet der Kaiser in serbischen und griechischen Dokumenten nach byzantinischem Vorbild das Menologem. Bezeichnend sind jedoch die Unterschiede, die auch weiterhin im Urkundenwesen festzustellen sind. In serbischen Urkunden werden etwa die

¹⁵⁾ N. Radojčić, *Okolo Dušanova Zakonika*. III. Jemstva lične i imovinske slobode po Dušanovu Zakoniku. *Istoriski časopis* V, 1955, S. 7—18.

¹⁶⁾ a. a. O. S. 9.

¹⁷⁾ a. a. O. S. 11.

¹⁸⁾ A. Solovjev — Vl. Mošin, *Grčke povelje srpskih vladara*. Belgrad 1936.

¹⁹⁾ a. a. O. S. VII.

früheren Formen der *intitulatio*, der *inscriptio* (nach westlichem Muster), der charakteristischen *promulgatio*, der westlichen *corroboratio* und Datierungsweise beibehalten. Dagegen wiederholen die griechischen Urkunden Dušans genau das byzantinische Formular dort, wo sich das serbische von diesem unterscheidet. Die meisten sind gar nicht in der serbischen Kanzlei abgefaßt. Dagegen zeigt eine aus der Herrscherkanzlei hervorgegangene administrative Verfügung in griechischer Sprache den starken Einfluß der serbischen Kanzlei sowohl im Stil als in der Rechtschreibung²⁰).

Bekannt ist die Rolle der westlichen Kaufleute, vor allem der ragusäischen Kolonien im mittelalterlichen Serbien, die ein ständiges Bindeglied zum Westen bildeten. Ein interessantes fremdes ethnisches Element stellten die „sächsischen“ Bergleute („*Sasi*“) dar, über die neuestens der Historiker Mihailo J. Dinić auf Grund des archivalischen und sonstigen Materials eine gehaltvolle und in vielem wohl abschließende Darstellung gegeben hat²¹). Er weist nach, daß die *Sasi*, die ihre Spuren in der Terminologie des Bergbaus, der Toponomastik, der Verwaltung gewisser Städte, in Rechtsbezeichnungen u. a. hinterlassen haben, infolge ihrer geringen Zahl verhältnismäßig rasch in der fremden Umwelt aufgingen und ihr Name „*Sas*“ mit der Zeit die Bedeutung einer bestimmten Rechtsstellung von gewissen Personen annahm²²). Von größter Bedeutung scheint mir der Nachweis ihres Einflusses auf die Städteordnung. Auf Grund eingehender Analyse kommt Dinić zu dem Schluß, daß die „*purgari*“ (< Bürger) der Bergbaustädte nicht nur ein Richterkollegium bildeten, sondern einen Stadtrat darstellten, der mit dem knez und vojvoda an der Spitze sämtliche städtischen Angelegenheiten regelte. „Der Einfluß der Sachsen beschränkte sich nicht ausschließlich auf die Bergbauzentren. Es scheint, daß mit dem Erstarken der übrigen Stadtsiedlungen ein Prozeß der Übertragung der Organisation der Stadtverwaltung nach sächsischem Vorbild auch auf sie eingesetzt hatte, der durch das Kommen der Türken abgeschnitten wurde“²³). Damit wäre ein neues bedeutsames westliches Element in die serbische Gesellschaftsordnung eingeführt worden. Man kann dies erst richtig ermessen, wenn man die neue-

²⁰) a. a. O. S. LXXXIX—XCII, XCIII, XC.

²¹) Mihailo J. Dinić, *Za istoriju rudarstva u srednjevekovnoj Srbiji i Bosni. I deo*. Belgrad 1955.

²²) a. a. O. S. 12.

²³) a. a. O. S. 18.

ren Auffassungen über die gesellschaftliche Entwicklung Serbiens in der Despotenzeit, vor allem unter Stefan Lazarević heranzieht, wie sie kurz in der „Geschichte der Völker Jugoslawiens“ (Bd. I) skizziert sind: Rückgang der Landwirtschaft und damit der Bodenrente, Aufschwung des Bergbaus und Handels, Zunahme der Städte und Märkte, des Waren- und Geldverkehrs, Erstarken des einheimischen Bürgertums, Festigung der Zentralgewalt in der Richtung eines herrscherlichen Absolutismus²⁴). Es tauchen damit die Voraussetzungen für eine Umschichtung der Träger der Kultur, für ihre Verweltlichung am Horizont auf, wovon deutliche Spuren gerade im Lebensstil und im Wirken des Despoten Stefan Lazarević und seiner Mitarbeiter sichtbar werden. Wenn bei der altserbischen Kunst nicht zu Unrecht von einer Renaissance sui generis gesprochen wird, so erblickt Dragoljub Pavlović in der Literatur der ersten Hälfte des 15. Jh.s, d. h. gerade der Despotenzeit, gewisse Anzeichen, die auf grundlegende gesellschaftliche Veränderungen vorausdeuten, „Andeutungen einer neuen Zeit“, gewisse Anzeichen des Humanismus, „wenn auch in sehr geringen Ausmaßen“²⁵). Auf die Literatur des serbischen Mittelalters kommen wir noch zurück.

In unserem Zusammenhang sei zunächst noch der Entwicklung des altserbischen Münzwesens gedacht, wie sie Balduin Saria sehr übersichtlich und unter Berücksichtigung der uns hier angehenden Momente dargestellt hat²⁶). Die Prägung setzt nach Saria mit der getreuen Nachahmung der Matapane Venedigs ein, „um sich allmählich zu selbständigen Typen durchzuringen“, wie es im Mittelalter fast überall der Fall war. Interessant ist, daß gerade auch in späterer Zeit wieder italienische Münzmeister auftreten und die Münzen aus der Zeit des Fürsten Lazar lateinische und sogar italienische Aufschriften (die ältesten in italienischer Sprache!) tragen²⁷).

Am deutlichsten zeugt jedoch die Kunstgeschichte von einer gewissen kulturellen Sonderstellung des mittelalterlichen Serbien, in der sich die geographische Mittellage spiegelt. In der Baukunst etwa von Studenica oder Dečani ist der westliche Einfluß

²⁴) Istorija naroda Jugoslavije. Prva knjiga (do početka XVI veka). Belgrad 1953, bes. S. 425—426, 429, 432.

²⁵) D. Pavlović, Iz naše književnosti feudalnog doba. Sarajevo 1954, S. 15.

²⁶) Balduin Saria, Die Entwicklung des altserbischen Münzwesens. SOF XIII, 1954, S. 22—61.

²⁷) a. a. O. S. 41.

sogar für das Auge des Laien sofort sichtbar. Dagegen hat z. B. noch Strzygowski von der Malerei gemeint, daß sie in den orthodoxen Balkanländern fast überall gleich sei.

Für die mittelalterliche serbische Baukunst bringt die neueste Monographie von W. Sas-Zalozičky²⁸⁾ viele aufschlußreiche Einzelheiten, deren endgültige Wertung freilich die Fachkritik vorzunehmen hat. Von Serbien als „Land der Mitte“ wird festgestellt, daß das Aufeinanderprallen der abendländischen und byzantinischen Kultur und die patriarchalischen Einrichtungen hier (im Gegensatz zu Bulgarien) eine eigenartige Kulturverschmelzung hervorgerufen hätten²⁹⁾. Zur Charakterisierung etwa von Studenica wird von Verquickung des byzantinischen und romanischen Baugedankens gesprochen, wobei die byzantinische Innenraumwirkung durch fremdartige Außenbehandlung maskiert sei und beide Baugedanken zu einer originellen Einheit verschmolzen würden³⁰⁾. Interessant sind — um nur noch dies anzudeuten — seine Ausführungen über die später (Dečani) festzustellende Streckung der Höhenproportionen, die den Einfluß des gotischen Vertikaldranges verraten (als „latente Gotik“ sogar in der Kuppelkonstruktion derart byzantinisch anmutender Kreuzkuppelkirchen wie der Klosterkirche von Gračanica³¹⁾). Es ist ein Verdienst W. Sas-Zalozičkys, gerade auf derartige Differenzierungsprozesse innerhalb des balkanischen Raumes und des byzantinischen Kulturkreises wieder mit Nachdruck hingewiesen zu haben.

Bedeutende Fortschritte hat die Geschichte der serbischen mittelalterlichen Malerei zu verzeichnen, die uns immer wieder nicht nur mit der Entdeckung neuer Fresken, sondern auch mit der Enthüllung neuer Zusammenhänge überrascht. An erster Stelle sind hier die Arbeiten des Belgrader Kunsthistorikers Svetožar Radojčić zu nennen, der in seinem neuesten Werk³²⁾ die signierten Wandgemälde untersucht, um an Hand derselben das Zustandekommen und Wirken der Malerschulen und die Aufeinanderfolge der drei Hauptstilrichtungen (der raszischen Schule, der Hofschule Milutins, der Morava-Schule) zu erklären. Hatte seinerzeit schon Vl.

²⁸⁾ Wladimir Sas-Zalozičky, Die byzantinische Baukunst in den Balkanländern und ihre Differenzierung unter abendländischen und islamischen Einwirkungen. Studien zur Kunstgeschichte der Balkanländer. München 1955.

²⁹⁾ a. a. O. S. XI.

³⁰⁾ a. a. O. S. 30 f.

³¹⁾ a. a. O. S. 52.

³²⁾ Svetožar Radojčić, Majstori starog srpskog slikarstva. Belgrad 1955.

P e t k o v i ć in der Malerei von Peć das Werk eklektischer Meister gesehen, die sowohl die byzantinisch-morgenländische als auch die westliche Kunst kannten, so wird nun in der vertieften und verfeinerten, durch eine Menge neuer Details und Gesichtspunkte bereicherten Unterscheidung von Sv. Radojčić die Darstellung der Entwicklung der altserbischen Malerei nahezu zu einem aufregenden Drama, zu einer ständigen und schöpferisch fruchtbaren Auseinandersetzung der vom Osten und Westen einströmenden Einflüsse und Anregungen. Es sei mir gestattet, wenigstens seine zusammenfassende Beurteilung der Hofmalerschule des Königs Milutin im Wortlaut anzuführen, da sie nach meinem Dafürhalten die besondere Situation der altserbischen Kunst am besten beleuchtet und zugleich die hohen Leistungen dieser im Westen noch viel zu wenig bekannten Kunst am ehesten verständlich macht. „Die Meister des Königs Milutin — sagt R a d o j č i ć — bewiesen eine außerordentliche Fähigkeit der freien Auswahl und eine ungewöhnliche Geschicklichkeit, die Errungenschaften zweier Welten, die sich in entgegengesetzten Richtungen entwickelten, zu einem lebendigen, neuen Ganzen zu verschmelzen. Wahrscheinlich mehr vom Instinkt als durch theoretische Spekulationen geleitet, haben die serbischen Meister sowohl von westlicher Seite wie vom Osten das Beste übernommen. Von Italien übernahmen die Serben neue Behandlungsweisen, in denen der menschliche Charakter der gemalten Personen immer stärker zum Ausdruck kam. Aus Byzanz, das noch über ungeheure Erfahrungen der künstlerischen Behandlung selbst verfügte, wurden die malerischen Lösungen übertragen: korrekte Zeichnung, Kunst der Komposition und reiches Kolorit. Und daher kommt es bei den Fresken der Meister Milutins in einer eigenartigen Kombination italienischer Lebendigkeit und byzantinischer malerischer Verfeinerung zur Schöpfung eines Neuen. Diese Kunst erstrahlte im Augenblick einer glücklichen Kreuzung der Einflüsse von Ost und West“³³⁾. Die Fülle konkreter Hinweise auf die Beziehungen zum Küstenland, Süditalien, auf die Rolle von Prizren als Einfallstor westlicher Einflüsse u. ä. kann hier nicht einmal angedeutet werden.

Die Literaturgeschichte ist, was die Einsicht in Stilelemente, Gattungseigentümlichkeiten und Entwicklungstendenzen angeht, längst nicht so weit wie die Kunstgeschichte. Bevor wir uns diesen Fragen zuwenden, noch ein Blick auf die Klöster als Hauptzentren und

³³⁾ a. a. O. S. 33.

das Mönchtum als Hauptträger des literarischen Schaffens. Beide sind durch das östliche Vorbild geprägt. Die Mönche suchen ihr Ideal in weltabgewandter Lebenshaltung, Kontemplation, Askese und Gebet zu verwirklichen. Die praktische Wirksamkeit, die tätige Weltzugewandtheit spielt demgegenüber eine geringe Rolle. (Immerhin sei wenigstens nebenbei auf die große wirtschaftliche Rolle und Bedeutung der Klostergüter aufmerksam gemacht, die Nikola Vučo in einer gründlichen Studie³⁴⁾ untersucht hat). Gewisse Unterschiede lassen sich jedoch, wenn nicht im Wesen, so doch in der konkreten Ausgestaltung, beim serbischen Klosterwesen und in der Rolle seines Mönchtums feststellen. Jireček und F. Dölger weisen auf die westlich anmutenden äußeren Formen der Klosteranlage hin. „Während wir in Byzanz und Bulgarien vorwiegend Klostergruppen mit Vorliebe auf oder an Bergen haben . . ., bevorzugt Serbien den an den Westen gemahnenden Typus des herrensitzartigen Einzelklosters“³⁵⁾.

Wie das Nemanjidenreich nicht durch religiöse Kämpfe oder sektiererische Wirren erschüttert wurde — das Bogomilentum wurde gleich anfangs von Nemanja rücksichtslos unterdrückt und scheint auch in den neueroberten Provinzen des Dušanschen Reiches keine ernstliche Gefahr gebildet zu haben —, so erfahren wir auch nichts von kollektiven Ausbrüchen des Mönchsfanatismus, wie sie — dank einem „unberechenbaren Einfluß (des Mönchtums) auf die Volkstimmung“ (F. Dölger) — Byzanz noch im 14. Jh. während des Hesychastenstreites in eine schwierige Lage brachten. Demgegenüber und auch im Vergleich zu Bulgarien überrascht das Verhältnis zwischen Staat und Kirche im mittelalterlichen Serbien durch seine Kontinuität und Stabilität, obwohl die inneren Kämpfe und der Zwist im Herrscherhause häufig genug Gelegenheit zur Einmischung geboten hätten und etwa Danilo II. eine Vermittlerrolle zwischen König Milutin und seinem Sohn Stefan (Dečanski) zu spielen hatte. Es ist nicht leicht, diese erstaunliche Festigkeit der kirchlichen Organisation, die damit zur stärksten Stütze des Staates und der Dynastie wurde, aus den historischen Gegebenheiten zu erklären. Es ist nicht ausgeschlossen, daß hierbei noch ältere Impulse aus der Zeit vor der Schaffung der autokephalen Kirche nachwirkten. Aber wesentlich dürfte außer der volklichen Homogenität und

³⁴⁾ Nikola Vučo, *Ekonomika srednjevekovne Srbije kroz Dušanov Zakonik i manastirske povelje* (in dem Anm. 12 erwähnten Zbornik S. 183—205).

³⁵⁾ a. a. O. S. 273.

der geographisch weniger exponierten Lage, die fremden Umsturz- und Neuerungsbewegungen gleichsam die Spitze abbrach und sie in gemilderter Form in diesen Raum eindringen ließ, die glückliche Lösung des Verhältnisses von Kirche und Staat gewesen sein, wie sie in dem Heiligenpaar von Vater (Nemanja als Gründer der Dynastie) und Sohn (hl. Sava, Gründer und erster Erzbischof der autokephalen Kirche) ein für allemal ihre symbolische, die dynastische und kirchliche Tradition heiligende Form erhielt. Die Trennung des weltlichen und des überweltlichen Bereichs gedieh daher nie zu einer das Zusammenwirken gefährdenden Schärfe, und wie die Dynastie alles tat, um die Forderungen der Kirche zu erfüllen und ihre Macht zu stärken, so hatte die Kirche selbst das stärkste Interesse an der Festigung des Staats- und Gesellschaftsgefüges. Auf dem erzbischöflichen Stuhl treffen wir zwar auch Büßer- und Anachoretentypen, aber als Vorbild des Kirchenfürsten prägte sich der ganzen folgenden Zeit die Gestalt des hl. Sava ein, der zwar seine Mönchspflichten sehr ernst nahm, aber sich weltlichen Geschäften durchaus nicht versagte, besonders wenn das Schicksal des Staates sein Eingreifen verlangte, der als Diplomat und Organisator hervorragende Fähigkeiten bewies und trotz aller mönchischen Demut sehr viel Sinn für den Zweck äußerer Repräsentation besaß. Sein Vorbild wurde in vielem bestimmend. Vielleicht wird die besondere Prägung des serbischen Mönchstypus, soweit er die Leiter der kirchlichen Organisation stellte, um einiges verständlicher, wenn man die gewaltige Nachwirkung dieses Vorbildes in den folgenden Jahrhunderten verfolgt und auf der anderen Seite das Werden und die Rolle des Sava-Bildes in der Volksvorstellung einbezieht. War das Büberleben und heiligmäßige Lebensende seines Vaters gleichsam die Weihe des irdischen Machtbereichs, so rechtfertigte Savas Beispiel auch die Teilnahme an den staatlichen Geschäften, wenn die Bewahrung von Nemanjas Erbe dies erforderte, ohne daß die Mönchsideale dadurch verraten worden wären. Und wir wissen, daß sich seine Nachfolger nicht nur den betenden und sich kasteienden Sava der „Zelle“ von Karjes, sondern auch den Staatsmann und Organisator zum Vorbild nahmen. Die Stärke dieser Tradition scheint mir auch ein Grund dafür zu sein, daß der Hesychasmus in Serbien nicht mit der gleichen Auswirkung entgegentritt wie in Bulgarien. Den Bulgaren schwebten vielleicht andere Leitbilder vor Augen, die dem ursprünglichen östlichen Mönchstyp näherstanden und in denen vor allem die weltflüchtigen, die Ana-

choreten- und BÜßerzüge hervortraten. Dagegen versucht z. B. der Erzbischof Danilo II. bewußt in Savas Spuren zu wandeln. Jahrelang war er „mehr Krieger, Diplomat und Verwalter als Mönch“. Aber nach dem Vorbild Savas büßte er nach solcher Befleckung mit weltlichen Dingen im Hesychasterium von Karjes. Er spielte im Herrscherhaus eine wichtige Vermittlerrolle und führte Gesandtschaften aus. „Es war ihm besonders um die Pracht der serbischen Kirche zu tun. Er war Edelmann und mächtiger Politiker“³⁶). N. Radojčić kennzeichnet diese imposante Gestalt eines mittelalterlichen serbischen Kirchenfürsten kurz und treffend mit den Worten: „In ihm waren tatsächlich die besten Eigenschaften des östlichen und des westlichen Mönchtums vereint“³⁷). Wie der hl. Sava nach der Biographie des Teodosije aus Konstantinopel Maler und Marmorhauer mitbrachte, um den ersten erzbischöflichen Sitz Žiča ausschmücken zu lassen, so wetteiferte auch Danilo mit dem König in der Errichtung prachtvoller Kirchenbauten, und wie Sava das mittelalterliche serbische Schrifttum begründete und gleich zu Anfang Maßnahmen für die Reinerhaltung der kirchlichen Texte traf³⁸), so kümmerte sich Danilo um die Beschaffung griechischer Bücher und die Berufung griechischer Mönche an den Erzbistumsitz Peć.

Leider ist der H e s y c h a s m u s bisher nicht einmal im byzantinischen Bereich genügend erforscht. Jedenfalls hat er in Serbien, das über den Athos (Hilandar), Konstantinopel und Palästina durch das ganze Mittelalter den engsten Kontakt mit den Zentren der Orthodoxie und dem Geist des östlichen Mönchtums aufrechterhielt, bei weitem nicht jene tiefgreifende und nachhaltige Auswirkung erlebt wie in Bulgarien, wo der Patriarch Evtimij und seine Schule zugleich eine neue literarische Bewegung ins Leben riefen. Der ausgesprochenste Vertreter des Hesychasmus in Serbien, der in seiner Lebensbeschreibung des Stefan Dečanski diesen sogar mit Gregorios Palamas in eine chronologisch unrichtige Verbindung bringt, ist ein Bulgare, Grigorije Camblak, ein Schüler des Patriarchen Evtimij. Pavle Popović sagt über seine biographische Leistung: „In der Entwicklung unserer literarischen Biographik nimmt Camblak einen

³⁶) N. Radojčić, Vorrede zu: Arhiepiskop Danilo, Životi kraljeva i arhiepiskopa srpskih (in Übersetzung von L. Mirković). Belgrad 1935, S. VIII, XI.

³⁷) a. a. O. S. XII.

³⁸) St. Stanojević, Akribija kod naših starih pisaca. JIČ 3, 1937 (S. 107 bis 117), S. 107 f.

besonderen Platz ein. Alle Biographien vor ihm zeigen die Tendenz, sich aus Schriften rein hagiographischen Charakters, womit sie begonnen hatten, immer mehr zu Schriften zu entwickeln, die den Charakter einer weltlichen Chronik haben . . ., nur Camblak kehrt zum alten hagiographischen Ton zurück. Er ist ein Fremdling in unserer Literatur³⁹⁾. Die hohen literarischen Qualitäten, die P. Popović an Camblak hervorhebt, sein Lyriismus, die Gefühlsinnigkeit, die Kunst der Komposition, sind das Ergebnis der durch den Hesychasmus in der bulgarischen Literatur bewirkten Neuerung. Aber sie gehen auf Kosten des historischen Wahrheitsgehalts. Die Rückkehr zur strengen Gattung der Hagiographie bedeutet einen Bruch in der serbischen literarischen Entwicklung. Die Isoliertheit der Erscheinung Camblaks bestätigt von neuem, daß wir es in Serbien mit einer eigenen, andersgearteten Gesetzmäßigkeit der Entwicklung zu tun haben.

Miloje V a s i ć, der sich m. W. bisher am eingehendsten mit der Einwirkung des Hesychasmus auf Serbien befaßt hat⁴⁰⁾, begreift diesen so weit (im Sinne der Lehre Symeons des neuen Theologen), daß er seine Spuren sehr früh und bei sehr vielen führenden Persönlichkeiten der serbischen Kirche zu finden glaubt. Er meint, daß der Hesychasmus „noch unter Erzbischof Jakov“, der nach dem Zeugnis des Patriarchen Kallistos als Athosmönch Schüler Gregors des Sinaiten gewesen war, „tiefere Wurzeln in der serbischen Kirche geschlagen habe“⁴¹⁾. In der Literatur ist er jedoch vorläufig — außer bei Camblak — schwer zu fassen. Er dürfte auch in Serbien das Interesse an den griechischen Studien und die stärkere Hinwendung zu den griechischen Quellen geweckt haben. Vielleicht ist auch ein erstarkendes Interesse an mystischer Literatur auf seine Rechnung zu setzen, vor allem am Werk des Joh. Klimax, zu dessen Übersetzung (bzw. Herstellung eines einwandfreien Textes) der letzte Despot, Djuradj Branković, ein ganzes philologisches Unternehmen ins Leben rief. Aber einen Bruch, eine radikale Neuerung scheint der Hesychasmus im serbischen geistigen und kirchlichen Leben nicht bewirkt zu haben.

Was die Literatur anbelangt, hatte Bulgarien seit langem durch die unmittelbare Übernahme des Erbes der Slawenapostel und

³⁹⁾ Vorrede zu: Stare srpske biografije XV i XVII veka. Belgrad 1936, S. XXXIII.

⁴⁰⁾ Miloje M. V a s i ć, Žiça i Lazarica. Belgrad 1928, bes. S. 163 ff.

⁴¹⁾ a. a. O. S. 178.

die Pflege des Schrifttums im Reiche Symeons d. Gr. einen beträchtlichen Vorsprung. Den übrigen orthodoxen Slawen kam dies insofern zugute, als ihnen die Schaffung ihres eigenen Schrifttums dadurch erleichtert wurde.

Die seit dem 12. Jh. rasch aufblühende altserbische Literatur baut auf dieser Grundlage weiter. Der Hauptweg wird nicht verlassen: Quelle und Vorbild bleibt im wesentlichen die byzantinische Literatur, im Stofflichen und Gedanklichen ebenso wie in der Form und im Stil. In diesem Sinn bildet sie mit dem mittelalterlichen Schrifttum der übrigen orthodoxen Slawen eine engere Einheit. Aber auch hier entwickelt Serbien in der Biographie der Herrscher und Kirchenfürsten eine eigene Gattung, die im übrigen slawischen Raum keine genaue Entsprechung hat und die wieder aus seiner besonderen Kulturlage erklärt werden muß. F. Dölger, der die Abhängigkeit der mittelalterlichen Literatur der Balkanvölker von Byzanz und die Vorrangstellung der Bulgaren hinsichtlich Priorität und Menge betont, weist ebenfalls auf die Eigenart der serbischen Biographien hin, „welche zum erstenmal von der byzantinischen Schablone loskommen und einen frischeren und lebendigeren Zug aufweisen“⁴²⁾.

Diese altserbischen Biographien wurden vorerst im wesentlichen als Geschichtsquellen untersucht. Zum großen Teil besteht die Arbeit auch heute noch im Sammeln und Sichten der Handschriften. Viel Mühe gibt sich in dieser Richtung Djordje Sp. Radojičić, besonders um die Erschließung der serbischen Athoshandschriften. Im Ausland ist die Arbeit doppelt erschwert, da häufig nicht einmal die längst veröffentlichten Texte zugänglich sind. Das dringendste Erfordernis für eine intensivere Erforschung, der auch die in anderen Ländern entwickelten Methoden zugute kommen könnten, wären kritische Ausgaben, wie sie N. Radjčić vor kurzem wieder für die Werke Teodosijes gefordert hat. Hier müssen wir uns auf einige allgemeinere Bemerkungen beschränken, um die Stellung der Biographik in der mittelalterlichen serbischen Kultur anzudeuten und ihre Entwicklung zu umreißen. Literarhistorische Einzelheiten und methodische Fragen bleiben daher unberücksichtigt.

Die altserbische Biographik als originellste und bedeutendste Leistung der mittelalterlichen Literatur geht mit einer gewissen Folgerichtigkeit ihren Weg. Von der Hagiographie ihren Ausgang nehmend, hatte sie von Anfang an durch den hl. Sava und besonders

⁴²⁾ Dölger a. a. O. S. 275—276.

Stefan den Erstgekrönten in der Einbeziehung der Lebenswirklichkeit und politisch-historischer Tatsachen ein Gegengewicht gegen den Zug zur abstrakten Stilisierung und bloßen Rhetorik erhalten. Alles schien darauf angelegt, diese Tendenz im Laufe der Zeit zu verstärken. Für die folgenden Vertreter der Biographik, Teodosije und Domentijan, ist das Kernproblem der Forschung noch immer die Frage ihres gegenseitigen Verhältnisses. N. R a d o j č i ć bringt hierfür einen neuen Lösungsvorschlag: Teodosijes Sava-Vita wäre danach früher entstanden und nicht eine Bearbeitung der von Domentijan verfaßten Vita, wie die Literarhistoriker bisher im allgemeinen annahmen. Weil Teodosijes ungeschminkte, nicht zurechtstilisierte Darstellung dem höfischen Ideal nicht entsprach, wäre auf Drängen der höfischen Umgebung Domentijans Lebensbeschreibung „als ganz typischer Vertreter der strengen hagiographischen und zugleich feierlichen höfischen Literatur“ zustande gekommen⁴³). Radojčić wurde durch ernste Gründe der historischen Kritik zu seiner Umkehrung der bisher üblichen Reihenfolge veranlaßt. Er warnt mit Recht vor der Gepflogenheit, Werke des 13. Jh.s nach modernen ästhetischen Auffassungen zu werten. Wenn Radojčićs Lösung zurecht besteht, eröffnet sie uns einen Einblick in den Kampf um die Ausformung der spezifisch serbischen Gattungsform der Biographie. Stilistisch und rhetorisch an der byzantinischen Hagiographie ausgerichtet, strebt sie unter den besonderen Bedingungen mittelalterlicher serbischer Staatlichkeit und Kirchlichkeit und infolge des Fehlens einer weltlichen Historiographie in die Richtung der „weltlichen Chronik“. Domentijan und Teodosije würden demnach eine sehr charakteristische Phase in der Entwicklung der Gattung verkörpern. Daß die wirklichkeitsnähere Darstellungsweise Teodosijes dem Geschmack mehr entgegenkam als die stilisierte und rhetorisch überladene des Domentijan, dafür zeugt die Verbreitung und Popularität des ersteren.

In der Folgezeit entwickelte sich die Biographik in dieser einem verstärkten Historizismus (nach einem Ausdruck von D. P a v l o v i ć) zustrebenden Richtung. Den besten Beweis liefern der schon erwähnte Erzbischof Danilo II. und seine Fortsetzer. R a d o j č i ć warf die Frage auf, ob die Lebensbeschreibungen der serbischen Könige und Erzbischöfe von Anfang an nicht einzeln, sondern als Ganzes konzipiert waren, und beantwortet unter Hinweis auf das

⁴³) Nikola Radojčić, Dva Teodosija hilandarca. S.A. aus Glas SAN CCXVIII (1956), S. 14.

Werk eines Zeitgenossen, des Dominikaners Bernardus Guidonis „Catalogus brevis pontificum Romanorum et imperatorum“, die Frage vorläufig bejahend dahin, daß „Danilo seine Lebensbeschreibungen als ein Ganzes, als serbische Geschichte, dargestellt an den Leben der Herrscher und Metropoliten, konzipiert habe“⁴⁴⁾. Er sieht darin eigentlich nur die Fortführung einer bereits bewährten Tradition. „In Serbien, wo die Zusammenarbeit der staatlichen und der kirchlichen Macht stetig und voll gegenseitiger Ergebenheit war, mußte der Gedanke einer parallelen Darstellung der Herrscher- und Metropolitenleben einen Versuch der Verwirklichung hervorrufen, der um so leichter in Angriff zu nehmen war, als ja die Viten St. Nemanjas und seines Sohnes Sava bestanden, die als Gründer des selbständigen serbischen Staates und der selbständigen serbischen Kirche betrachtet wurden“⁴⁵⁾.

Die von N. R a d o j č i ć aufgeworfene Frage ist von grundsätzlicher Bedeutung weit über das Werk Danilos hinaus. Die streng hagiographische Darstellung widerstrebt einer historiographisch-chronologischen Gruppierung, da damit das dem Irdischen entrückte Sein wieder in den Fluß des Diesseits herabgezogen würde. Eine von Anfang an einheitliche, auf das Ganze gerichtete Konzeption der „Životi“ Danilos wäre der beste und unwiderleglichste Beweis, wie sich in der altserbischen Biographik das historische Moment zunehmend das Übergewicht errang. Für den Historiker ist darin zugleich ihr Wert als wichtige Geschichtsquelle begründet.

Danilos Viten sind nach R a d o j č i ć an Hand eines festen Schemas aufgebaut: zunächst eine theologische Einleitung, dann die historische Darlegung mit theologischen und rhetorischen Einschüben und am Ende der rhetorische Schluß, gewöhnlich mit dem Bericht über die Wundertaten. Dies sei das Schema der serbischen Biographien überhaupt. Den Literarhistorikern obliegt nunmehr die Aufgabe, die den spezifischen Gattungscharakter konstituierenden Kompositions- und Stilelemente zu bestimmen. Den Rahmen dafür zeichnet schon N. Radojčić vor: Die Lebensbeschreibungen . . . Danilos II. und seiner Fortsetzer „sind in der Mehrzahl Schriften besonderer Art. Es sind weder hagiographische noch historische noch rhetorisch-panegyrische Schriften. In ihnen sind gewöhnlich alle diese drei Arten von Literatur, die letzte, die gewöhnlich am meisten betont

⁴⁴⁾ s. Vorrede zu dem Anm. 36 zitierten Werk, S. XX—XXII.

⁴⁵⁾ ebdt. S. XX.

wurde, am wenigsten vertreten⁴⁶⁾. Er sieht darin die natürliche Anknüpfung an die ältere serbische Tradition. Danilo „wollte zweifellos mehr Geschichte schreiben als Domentijan, mehr auch als Teodosije, die theologische und erzieherische Schriften verfaßten, und so knüpfte seine Arbeit in dieser Hinsicht an Stefan den Erstgekrönten und den hl. Sava an“⁴⁷⁾.

Damit gelangen wir zu Konstantin von Kosteneč, „dem Philosophen“, dem zweiten Bulgaren in der serbischen Literatur des Mittelalters. Mit seiner Biographie des Despoten Stefan Lazarević schließt er vorläufig diese Gattung ab. Sein Werk bedeutet trotz der vielfach dunklen Sprache und des schwerfälligen Stils einen Höhepunkt als historiographische Leistung dank dem weiten politischen Horizont und der quellenmäßigen Zuverlässigkeit seiner Darstellung. Die neuesten Veröffentlichungen von Trifonov⁴⁸⁾ und Kujew (Kuev)⁴⁹⁾ haben mehr Klarheit geschaffen, vor allem was seine Herkunft und seinen Bildungsgang anbelangt. Freilich sind Trifonovs Mutmaßungen über Konstantins Tätigkeit, bevor er in den Dienst des Despoten trat, und über sein Schicksal nach dem Tode seines Gönners viel zu wenig durch konkrete Tatsachen gestützt, als daß man sie für gesichert halten dürfte. Beide Forscher legen den Nachdruck auf Konstantins philologische Leistung, die Reform der Rechtschreibung, der Biographie widmet nur Kujew etwas mehr Aufmerksamkeit. Es ist hier nicht der Platz, auf ihre Erörterung von Einzelfragen, etwa die abweichende Datierung des Skazanije, einzugehen. Im Rahmen unserer Fragestellung liegt mir daran, einen besonderen Gesichtspunkt zur Erwägung zu stellen, der bisher wenig Berücksichtigung fand.

Heute steht endgültig fest, daß Konstantin kein direkter Schüler des Patriarchen Evtimij war, da dieser nicht mehr unter den Lebenden weilte, als Konstantin im Kloster Bačkovo eintraf. Er beruft sich auf ihn, weil er den Ehrgeiz hat, in Serbien ein ähnliches Werk zu vollbringen, wie es Evtimijs Ruhm in Bulgarien begründet hatte. Dabei hat er von Evtimijs Reformwerk eine formalistisch verengte, nahezu schulmeisterliche Auffassung. Dem vielseitigen, vor allem

⁴⁶⁾ ebdt. S. XXVI.

⁴⁷⁾ ebdt. S. XXVI.

⁴⁸⁾ Jo. Trifonov, Život i dejnost na Konstantina Kostenecki. Spisanie BAN (Sofia 1943), S. 223—285.

⁴⁹⁾ K. M. Kujew, Konstantyn Kostenecki w literaturze bulgarskiej i serbskiej. Krakau 1950.

auch schriftstellerischen Wirken des letzten bulgarischen Patriarchen, zu dem die Reform der Rechtschreibung nur eine Voraussetzung war, wird er in keiner Weise gerecht. Ich kann mir diese Einstellung nur als Ausdruck von Konstantins Jugendlichkeit und einer überwiegend philologisch gerichteten und von griechischen Vorbildern geleiteten Ausbildung erklären.

Schon beim ersten unbefangenen Lesen der beiden Hauptwerke Konstantins — das neuaufgefundene Fragment über seine Palästina-reise fällt nicht ins Gewicht — gewinnt man den Eindruck, als ob hinter dem Traktat über die Rechtschreibung und der Despotenbiographie zwei sich im Wesen wenig ähnliche Persönlichkeiten stünden. Im Traktat tritt uns ein Eiferer, ja ein Fanatiker entgegen, dessen auf die eigene Bildung und das griechische Vorbild pochende Überheblichkeit bisweilen unangenehm berührt. Die Behandlung der Gastgeber läßt manchmal das nötige Zartgefühl vermissen. Konstantin ist von seiner Sendungsidee besessen und sieht in der Reform der Rechtschreibung das einzige Mittel gegen Sittenverfall und Ketzerei. Diese Reform ist ob ihrer formalistischen und archaisierenden Tendenz heute nicht immer gut beleumundet. Aber man täte Konstantin unrecht, wenn man dahinter nicht ein wahres Bildungsideal anerkennen wollte. Wenn es auch in vielem unausgegoren und ungefestigt wirkt, so hat es doch seine Triebkraft in dem Glauben an Evtimij's Vorbild und in der Überzeugung, daß der Glaube und die Sittlichkeit nur durch getreuliche Bewahrung bzw. Wiederherstellung des ursprünglichen Buchstabens der göttlichen Schriften vor Verderben geschützt werden können. Aber der polemische Ton wirkt unbeherrscht und verfehlt häufig das erträgliche Maß.

Dagegen tritt uns Konstantin in der Despotenbiographie als abgeklärter, erfahrener Lebens- und Menschenbeobachter entgegen. Sicher mag der Gattungscharakter der beiden Schriften an dem unterschiedlichen Ton einen gewissen Anteil haben. Das Bild des verstorbenen, von Konstantin verehrten Fürsten und Gönners vor Augen, mußten vor dessen Persönlichkeit, seiner weitgespannten Politik und dem Hintergrund einer stürmisch bewegten und gefährvollen Zeit die persönlichen Anliegen kleinlich erscheinen und zurücktreten. Leichter erklärlich wäre jedoch die unterschiedliche Haltung, wenn man die Entstehung des Traktats verhältnismäßig früh ansetzt, wie es K u j e w tut, und in der Biographie die politische Erfahrung und menschliche Reife auf den längeren Aufenthalt in

der höfischen Umgebung, auf den Umgang mit politisch verantwortlichen Männern und vielleicht sogar seine eigene Beteiligung am politischen Geschehen der Zeit zurückführt.

Betrachten wir Konstantins Werk als Ganzes, so entdecken wir darin zwei Komponenten, die auf verschiedenen Ursprung hindeuten, deren eine ihm aus der bulgarischen, die andere aus der serbischen Tradition zugeflossen ist. Seine Reform der Rechtschreibung hat ihre letzte Wurzel in dem durch den Hesychasmus in Bulgarien ausgelösten Zurückstreben zur ursprünglichen und reinen Überlieferung, einer gewissermaßen humanistischen Hinwendung zu den Quellen, den griechischen Vorlagen bzw. den ursprünglichen slawischen Kirchentexten. Bei Konstantin erscheint diese Tendenz bis zu einem kaum mehr verständlichen Konservativismus übersteigert und ins Formalistische gewendet. Aber an den edlen Beweggründen seines fanatischen Kampfes für die Reform ist nicht zu zweifeln. Jedenfalls wäre eine derartige Reformbewegung, wenigstens in solcher Schärfe und Kompromißlosigkeit, aus den serbischen Verhältnissen heraus kaum erwachsen. Sie ist Konstantins erster Heimat entsprungen und außer der Tradition von Tŭrnovo vor allem dem Übergewicht des griechischen Elements in seiner philologischen Bildung zuzuschreiben. Erstaunlich ist, daß sie sich in dem neuen Milieu mit seiner stetig gewachsenen und eigenständigen Tradition durchzusetzen vermochte und zur sog. Resava-Schule führte. Wenn der Despot auch das von Konstantin erhoffte Machtwort nicht sprach — der offizielle Auftrag zur Abfassung eines Leitfadens wäre einer Dekretierung gleichgekommen —, ist das Gelingen ohne die moralische Unterstützung des Despoten und seiner Umgebung und ohne die wohlwollende Duldung der kirchlichen Behörden nicht zu denken.

Diejenige Komponente, die Konstantins biographisches Werk auszeichnet und es für den Historiker zu einer Geschichtsquelle ersten Ranges macht, ist der politische Weitblick und der historische Tatsachensinn. In der bulgarischen Literatur fand er dafür keine Vorbilder; der Hesychasmus führte eher davon ab, wie gerade das Beispiel Camblaks beweist. Selbst wenn wir annehmen, daß byzantinische Vorbilder weltlicher Geschichtsschreibung auf Konstantin gewirkt haben — in Anbetracht seiner Bildung steht einer solchen Annahme nichts im Wege —, so kam die konkrete und entscheidende Anregung dazu doch wohl aus der serbischen Umgebung, wo sich in längerer Entwicklung gerade auf dem Gebiete der Biographik eine feste Tradition ausgebildet hatte. Konstantin hätte demnach diese

Tradition aufgenommen und sie sogar zu einer gewissen Vollendung gebracht.

So wäre denn auch Konstantin von Kostenec in seinem neuen Wirkungskreis der besonderen Gesetzmäßigkeit dieses Kulturraumes erlegen und hätte diese Gesetzmäßigkeit durch seine bedeutendste Leistung kurze Zeit vor dem Untergang des Despotenstaates noch einmal bestätigt.

*
* *

Die hier gebotenen Streiflichter gingen nicht darauf aus, eine möglichst große Menge kulturgeschichtlicher Einzelheiten zu liefern — in diesem Fall wäre es nicht schwer gewesen, die Zahl der Belege um ein Vielfaches zu erhöhen —, sondern darzutun, daß die aus verschiedenen Richtungen, von Ost und West einströmenden Anregungen nicht unvermittelt und unverschmolzen, als eine Art Kulturkonglomerat, nebeneinander bestehen blieben, sondern gerade das Eigenschaffen in höchstem Grade befruchteten und trotz der starken und unverkennbaren byzantinischen Grundprägung zu einer eigenwertigen Synthese führten. Obwohl eine genaue und endgültige Erklärung vielfach schwer zu geben ist, zeigte sich dennoch schon bei dieser summarischen Betrachtung, daß sich dieselben oder wenigstens sehr ähnliche Phänomene der Umprägung und Verschmelzung und ähnliche Versuche einer schöpferischen Synthese in den verschiedensten Kulturbereichen wiederholen, so daß man mit gewissem Fug nicht nur von einer *Eigengestaltigkeit*, sondern sogar von einer gewissen *Eigengesetzlichkeit* der mittelalterlichen serbischen Kulturentwicklung sprechen kann.

Kaiser Maximilians I. „geheime Praktiken“ mit den Osmanen (1510/11)

Von FRANZ BABINGER (München)

Als am 10. Dezember 1508 zwischen Ludwig XII. von Frankreich und Kaiser Maximilian I. jenes verhängnissschwere Bündnis von Cambrai geschlossen wurde, das mit Ausnahme Venedigs ganz Europa in seinen Rahmen fügen sollte, brachen schreckliche Zeiten für den Freistaat des Hl. Markus an. Der gleichfalls zu Cambrai vereinbarte Geheimvertrag bedeutete nicht weniger als eine abend-